

Leseprobe aus:

Esther Maria Magnis

Gott braucht dich nicht

ESTHER MARIA MAGNIS

ro
ro
ro
**GOTT
BRAUCHT
DICH
NICHT**

EINE BEKEHRUNG

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Esther Maria Magnis

**GOTT
BRAUCHT
DICH
NICHT**

Eine Bekehrung

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, November 2014
Copyright © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Lektorat Tobias Schumacher-Hernández und Uwe Naumann
Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München,
nach einem Entwurf von Frank Ortmann
Satz Apollo PostScript bei Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 62436 0



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

1. Teil

ROT

1

Mir hat ein Dorn ins Bein geritzt. Er war vom Brombeerstrauch. Meinen silbernen Fahrradlenker mit den harten rosaroten Plastikgriffen, von denen ich Blasen bekam, als sie mir zu klein wurden, hatte ich sofort zum Straßenrand geschwenkt, als ich die drei roten Punkte im gelben Korn sah. Abgesprungen und das Rad ins Gras fallen gelassen vor dem kleinen Graben, über den ich springen musste. Ratsch machte es, und ein Dorn hatte mir einen roten Strich ins Bein gehauen, aus dem dünnes, helles Blut herauskam. Nur ganz wenig, so viel nur, dass es die Kerbe rot färbte und nicht überlaufen konnte, um am Bein hinunterzufließen.

Egal. Weil da die Mohnblumen standen, nicht mehr weit von mir. Die wollte ich haben. Ein wenig konnte man den Wind hören, der Tag mit den Feldern döste in der Sonne, und die zarten Blätter flatterten, als ich die Blumen aus der Erde gerissen hatte und zwischen Hand und Lenker gequetscht mit nach Hause nahm. Ein Blatt ging verloren auf dem Weg, und kurz vor der Haustüre noch eins. Und dann, am Abend in der Vase, schließen sie ein, und alle Blätter fielen auf den Tisch. Ich versuchte das immer wieder als Kind. Immer wieder pflückte ich den Mohn und war immer wieder leicht

enttäuscht, dass er nicht in unserer Küche so rot blühen wollte.

Hinter meinen Augen, wenn ich sie schloss, war es rot und dunkel. Von da konnte man in den Schlaf hineinsinken. Es war dunkel, nicht wirklich gefährlich, ich kannte es und fand es beruhigend. Nur wenn jemand das Licht anmachte oder ich versuchte, am Strand zu schlafen, dann war es mir manchmal zu grell, ansonsten mochte ich das Rot hinter den geschlossenen Lidern.

Auf meinem Tier- und Naturkalender entdeckte ich in giftgrünen Blättern einen roten Frosch. Ich konnte nicht glauben, dass er echt war. Ich fragte Mama, und sie sagte ja. Es gäbe tolle Farben in der Natur, und sie las mir vor, was da hinten auf dem Kalenderblatt stand, und erzählte mir von den Krebsen in Afrika, die in roten Panzerkolonien über die Straßen wanderten, als sie meinen Vater kennenlernte.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass es große rote Dinge in der Natur gibt. Blutbäder, wenn Wale im Wasser mit weißen Bäuchen oben schwimmen, aber das will ich nicht Natur nennen. Es ist aber wohl doch vielleicht Natur, ich weiß es nicht. Kommt drauf an, wie man den Menschen sieht mit dem, was er tut.

Wir hatten zuerst die Welpen gestreichelt, mein kleiner Bruder und ich. Die Eltern unserer Babysitterin hatten einen Bauernhof, und in dem unbenutzten, grün gekachelten Badezimmer hatte der Hund vor drei Wochen geworfen. Seit wir Kinder davon wussten, bettelten wir jeden Tag, die Hundebabys sehen zu dürfen.

Es stank in dem kleinen Badezimmer, ich stieß meinen Kopf an dem Waschbecken, überall krochen die Tiere rum, und ich fragte, ob ich eins mitnehmen dürfe, aber das wurde irgendwie übergangen. Zuerst Mama und Papa fragen, oder so ähnlich hieß es.

In der Küche direkt neben dem Bad saßen ältere Menschen auf der Eckbank. Ein großer gelber Aschenbecher auf dem Tisch, wie aus einer Kneipe. Die Küche war verqualmt. Sie lachten, als unser Kindermädchen mit uns vorbeikam. «Die stehen dir, die Kinder», sagte ein alter Opa.

«Hör auf, Papa», sagte das Mädchen, und ich wunderte mich, wie ihr Vater schon so zahnlos sein konnte. Ich war vier Jahre alt, und irgendwie mochte ich die ostwestfälischen Bauern, trotz des Grusels vor ihren riesigen, trockenen, roten Händen, mit denen sie einem bei der Begrüßung immer die Finger zerquetschten.

Ich hatte diesen Tick, mich räuspern zu müssen, wenn sie Plattdeutsch sprachen, weil das gerollte «R» für mich so klang, als wär der Hals verschleimt.

«Wir seh'n uns jetzt noch die Ferkels an, dann bring ich sie wieder nach Hause», sagte unser dickes Kindermädchen.

«Das macht man», sagte einer von denen auf der Bank.

Die Ferkel waren in einer Box direkt hinter der Küche. Es war ein dunkler Durchgangsraum, und die eine Wand war so mit Brettern vernagelt, dass man zuerst nur ein kleines, hohes Grunzen hörte und leichte Stöße gegen Holz und Stroh, das über Stein ratscht. Nur

die rote Lampe in der Box gab Licht, und da sah man dann die kleinen Schnauzen, die sich durch die Bretterspalten drückten.

Johannes war an meiner Hand. Die Babysitterin ging mit uns ganz dicht an die Bretter heran, und ich sah durch einen Spalt.

Mit dem roten Licht fühlten sich meine Augen zu heiß an, um gucken zu können, oder die Haut der Ferkel war zu warm, irgendwas schien mir den Blick zu belegen, und alles war nicht so echt, wie ich es mir gewünscht hätte. Aber mein Kinderherz schmolz, als ich die kleinen rosaroten Tiere sah, wie sie aufgeregt und überkandidelt rumgrunzten und mit ihren Regenwurmschwänzchen wipkelten.

Ich wollte sie auf den Arm nehmen und ihre nasen Schnauzen küssen und sie streicheln und wiegen und einshampoonieren mit rosa Shampoo und sehr herzlich anziehen, mit nach Hause nehmen und in den Puppenwagen legen, auf dass sie niemals groß würden.

«Darf ich bitte eins haben», fragte ich, genauso wie ich es bei den Welpen versucht hatte.

Die Babysitterin lachte. «Von die Ferkels? Nee, Dirn, vergiss das man schnell.»

«Aber ihr habt doch so viele. Da könnt ihr mir und Johannes doch eins abgeben. Nich, Johannes, du möchtest doch auch ein Ferkelchen haben, ne?»

Mein kleiner Bruder strahlte und nickte. Er fand grundsätzlich alle Ideen, die ich hatte, sehr gut.

«Die braucht ihr doch alle gar nicht, könnt ihr doch

uns eins abgeben», sagte ich und streckte meine hochgekrempeelten Arme weit in die Box, um so viele auf einmal zu streicheln, wie es ging. Johannes drängte sich neben mich und schob seine kleinen Arme an meinen entlang und patschte auf den Ferkeln rum, die ich eigentlich alleine streicheln wollte.

«Was wollt ihr denn mit den allen machen?», fragte ich die Kinderfrau.

«Na, die werden geschlachtet», sagte sie, und ich spürte das «schl» und das «ch» im Mund, als ich versuchte, das stumm nachzusprechen, und beides fühlte sich brutal an, aber auch erwachsen. Es war auf jeden Fall ein Wort, bei dem, wenn man nachfragt, die Reaktion der Erwachsenen ungehalten sein konnte, das merkte ich. Ich fragte nicht nach. Ich konnte nicht, weil Johannes in die Hose gepieselt hatte und die dicke Kinderfrau mit ihm ins Bad ging. Ich wollte bei den Ferkeln bleiben, durfte und war allein im Raum, was für mich als Kind immer ein seltsames, aufregendes und dumpfes Gefühl zugleich war.

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich da so stand, ich erinnere mich auch nicht, was ich eigentlich getan habe. Aber an das Geschrei erinnere ich mich.

Ein Geschrei, als steckte man einer brüllenden Frau eine zerschnittene Blechdose in den Mund. Scheppernd, aus der Kehle, durch die Nase, grunzend, aus dem Magen aufsteigend und dann schrill alle Kraft, alle Höhe auf einen dünnen Faden von Luft gelegt.

Es drang durch die riesengroße Dielentür, ein dunkles Tor mit zwei Flügeln, die gegenüber der Küchentür

lag, hinter der Johannes und das Mädchen verschwunden waren, und als der erste Schreck vorbei war, musste ich an dieses Tor gehen. Ich hatte Angst, Ärger zu bekommen, es war wie bei dem Wort «schlachten», bei dem ich nicht nachfragte, weil es scheinbar nichts für einen war, aber ich *musste* nachsehen.

Als ich mich auf die Zehenspitzen stellte, um an den eisernen Türgriff zu gelangen, beschäftigte mich mehr die Furcht, dass ich erwischt würde, als dass es etwas Schlimmes zu sehen gäbe. Was sollte ich mir auch Schlimmes ausdenken können? Bilder gab es nicht. Die Nachrichten durfte ich nicht mitgucken, ich sah kaum fern, ich war erst seit vier Jahren hier auf der Welt. Aber wittern tut man es irgendwie als Kind, dass da was kommen könnte, und ich musste es sehen, nur durch einen schmalen Spalt linsen.

Weil ich auf den Zehenspitzen umknickte und mich an der Tür abstützte, ging diese langsam, schwer, aber von mir nicht aufhaltbar, ganz auf. Der Flügel krachte gegen die Wand in der Diele. Ich stand im Rahmen und roch das Blut, das aus einer Art Badewanne dampfte. Darüber hing eine aufgeschlitzte Sau, und ich fragte mich, ob die so geschrien hatte. Ihr Fuß steckte in einer Schlinge mit einem riesigen Haken, und die Männer holten rote Sachen aus ihrem Bauch.

Überall roter Dampf in meiner Erinnerung, die an manchen Stellen so dunkel wie das Rot hinter den geschlossenen Lidern erscheint. Manche Männer hatten Schürzen an, es waren große Gestalten. Sie waren sehr konzentriert, und ich stand nur da und starrte und

starrte, wie man in Matheaufgaben starrt, die man lösen können soll.

«Schaff doch einer die Lütte da weg», rief ein Mann mit Schürze, auf der Blut war. Er hatte ein Messer in der Hand. Ich hatte keine Angst vor ihm. Er war nur der Inbegriff des Erwachsenen schlechthin für mich: fremd, riesig groß, ernst und handelnd.

Die Tür wurde zugemacht, und durch den Schlitz rief jemand: «Anni! Verdammt noch mal, Anni, pass ma auf die Gören auf!»

Anni kam mit Johannes an der Hand, und wir fuhren nach Hause. Ich hatte kein Trauma. Ich wurde mit Fleisch gefüttert als Kind. Wurstbrote. Kinderwurst beim Metzger. Das konnte ich mir gar nicht aussuchen. Genauso wenig wie meine Taufe. Da wurde ich auch nicht gefragt. Das Erste, was ich getrunken habe, war Milch. Dann kam Gemüse und mit dem ersten Zahn das Fleisch.

Ich hab von Anfang an hier mitgemacht.

2

«Eitel» – zischte es. «Du bist ein eitles Ding.»

Als ich mich umdrehte, mein Zopfband zwischen die Zähne geklemmt, beide Hände am Hinterkopf und meinen Pferdeschwanz haltend, den ich, weil er mir beim Spielen total verrutscht war, noch mal schnell geradebinden wollte, sah ich in das Gesicht einer alten Frau. Sie hielt ein Kind rechts, eins links fest an der Hand, stand hinter mir im Kircheneingang und sagte: «Gott will nicht solche eitlen kleinen Dinger, die ihr schönes Haar zeigen. Da macht man so.» Sie ließ die Kinder von den Händen, neigte ihren Kopf, auf dem über blau-stichiger Dauerwelle eine Mütze, einem selbstgestrickten lila Teewärmer nicht unähnlich, thronte, und faltete die Hände. Dann sah sie ruckartig wieder zu mir auf.

«Nicht dieses», sie verdrehte die Augen und machte ein paar Gesten, die wohl Eitelkeit bedeuten sollten, «ach, mein Haar, und bin ich hübsch in der Kirche.» Dann fuhr sie mit ihrer Hand in die Tasche, kramte ein Taschentuch hervor, wischte sich einmal schnell über den Mund, steckte es zurück und griff mit der gleichen Geschwindigkeit wieder nach den Händen der Kinder, die normalerweise im Kommunionunterricht schon al-

leine laufen konnten, zog sie mit sich und ging, uns allen voran, nach vorne zu den ersten Bänken.

Diese Frau war eine Vertretung im Kommunionunterricht. Ich hatte danach nichts mehr mit ihr zu tun, aber ich hatte Angst, dass sie eine direkte Vertretung Gottes war.

Ich wollte einfach nur ordentlich in die Kirche gehen. Mit einem Pferdeschwanz, der nicht direkt neben meinem rechten Ohr beginnt und dasselbe nach vorne biegt, während die Hälfte meines Haares auf der anderen Seite, vom Wollpulli elektrisch aufgeladen, in der Luft wie geisterhafte Spaghetti tanzt.

Ich war das einzige Kind, welches nach der Erstkommunion nicht Messdiener wurde. Ich wollte nicht. «Ich dien doch nicht dem Pfarrer», sagte ich zu meiner Mutter. «Du dienst ja auch nicht dem Pfarrer als Messdiener, sondern Gott», erwiderte sie, aber das war meiner Meinung nach damals eine Ausrede. Die ganze Messe war auf den Pfarrer ausgerichtet. Er stand hinter seinem Altar wie meine Lehrer hinter ihren Pulten, und wir mussten davor knien.

Ähnlich war es mit der Beichte. Ich hatte eigentlich schon Lust, mal in so einem Beichtstuhl zu sitzen, aber dann mussten die Kommunionkinder ein Beichtgespräch führen, weil man den Beichtstuhl zu unpersönlich fand. Vielleicht. Ich weiß es nicht, vielleicht hatten wir in unserer Kirche auch keinen. Man hatte mir über die Beichte Ähnliches gesagt wie über das Messdienen, nämlich dass man seine Sünden nicht dem Pfarrer beichtet, sondern Gott, und das fühlte sich nun

aber, durch dieses persönliche Beichtgespräch von Angesicht zu Angesicht mit dem Pfarrer, ganz und gar nicht so an. Am Abend vor meiner Erstkommunion lag ich im Bett, und als ich betete, hoffte ich, dass ich Gott am anderen Morgen treffen würde in der Kirche. Wir Kommunionkinder mussten dann im Halbkreis um den Altar stehen, mit den Gesichtern zur Gemeinde. Alle sahen uns an. Jedes Kind bekam eine Hostie auf die Hand, und bei «drei» (als der Pfarrer wieder an seinem Platz stand) mussten wir sie greifen und in den Mund stecken. Irgendwas daran verletzte meine Scham. Ich sah kauend auf meine Füße.

Im Großen und Ganzen hatten meine Eltern Verständnis für uns Kinder, wenn wir die Kirche langweilig fanden. Überhaupt entstand bei mir der Eindruck, dass eigentlich die meisten Leute die Kirche noch nicht so perfekt fanden, wie sie sein sollte. Es lag damals in meiner Kindheit in den Achtzigern etwas in der Luft, das sich schwer beschreiben lässt: etwas Unvollendetes, könnte man sagen. Irgendein Ziel war noch nicht erreicht.

Es wurde zu wenig für die Jugend getan. Das hörte ich.

Manchmal spielte eine Band bei uns in der Messe fetzige Lieder wie «Laudato si» und irgendein Lied, das von einem verlangte, einen Baum zu pflanzen, der Schatten wirft, und ein Haus zu bauen, das uns beschützt oder so. Ich verstand es nicht, aber ich schmetterte mit, und mein Bein wippte im Takt, wenn das Schlagzeug mit der Querflöte durch die Strophen stol-

perte. In solchen Momenten war mir nicht langweilig in der Messe. Das war gut. Ich wäre aber auch niemals freiwillig in die Messe gegangen, um diese Combo zu hören, nein, sie war, glaube ich, nur etwas für die Kinder, die eh schon da sitzen mussten.

Die größte Revolution in unserem Haus gab es, als meine Eltern es wagten, uns Kinder zum zweiten Mal in einen ökumenischen Gottesdienst mitnehmen zu wollen. Meine Schwester schrie sofort laut auf, als sie das Wort hörte, ich sagte leise «Scheiß Ökumene», und meine Mutter wurde sauer.

«Dein Vater und ich leben in einer ökumenischen Ehe. Es gibt Länder, da ist Krieg zwischen Protestanten und Katholiken. Ich will so was nicht hören.»

«Scheiß Ökumene», sagte ich noch mal. Noch leiser.

«Ihr seid gemein zu uns!», brüllte Steffi. «Ökumene dauert zehn Stunden. Bitte nicht, können wir bitte zu Hause bleiben? Das ist so schrecklich.» Meine Eltern hatten irgendwann Mitleid und ließen uns daheim. Der ökumenische Gottesdienst, den wir mitgemacht hatten, hatte zwei Stunden gedauert. Zuerst laberte der evangelische Pfarrer darüber, wie toll Ökumene sei, und dann, als man gerade dankbar seufzend beobachtet hatte, wie er die Kanzel verließ, kam ein katholischer Pfarrer und sagte noch mal das Gleiche: «Es ist gut, dass wir hier sind», und so Zeug. Alle fanden es gut, dass man da war. Nur wir Kinder nicht. Man stand nicht auf, nur zum Vaterunser und zum Glaubensbekenntnis, das schleppend im Chor gesprochen wurde und nur an einer Stelle holperte, wenn manche Katholiken, einschließlich wir drei

Kinder, nach alter Gewohnheit sagten: «Ich glaube an die heilige katholische Kirche» anstatt «heilige christliche Kirche». Man kniete sich nicht hin, man tat eigentlich überhaupt gar nichts und war an die Bank gefesselt. Stundenlang. Ich habe es als körperliche Qual in Erinnerung.

Wir gingen zwar meistens in die katholische Sonntagsmesse, waren aber auch oft in evangelischen Kirchen, weil mein Vater evangelisch war.

Ich bemerkte bei meinen Eltern jedoch schon als Kind, dass sie teilweise ganz schön befreit und erleichtert in die Autositze plumpsten, wenn der Gottesdienst rum war. Einmal, das vergesse ich nie, jauchzte meine Mutter laut, als wir zu Hause ankamen. Sie warf sich in den Ledersessel, schwang ihre Beine über die Lehne, nachdem sie einen alten Schwarzweißfilm in den Videorekorder geschoben hatte, und sagte etwas wie: «Gell, Kinder, manchmal ist es doch schön, wenn man etwas geschafft hat.»

Ich mochte Gott. In der Kirche war er mir oft langweilig, aber ich fand ihn grundsätzlich sehr interessant. Er schien etwas Wahnsinniges zu haben und etwas sehr Zartes.

Er hatte offenbar den wilden Johannes in der Wüste gerne, der wie ein Sittenstrolch halbnackt mit einem Kamelfell rumrannte und rumbrüllte und Heuschrecken kaute. Und er schien den ekelhaft verrückt Besessenen zu mögen, der vollkommen wahnsinnig war. Und er redete wild mit dem Teufel. Und er befahl wild dem

wilden Meer. Und er blutete am Kreuz aus dem Kopf, aus dem Rücken und war übersät mit Dreck und Schlägen – das war alles sehr wild.

Manchmal hatte ich dann wieder das Gefühl, dass er eine Brille trug, einen Dutt und zusätzlich einen langen Bart und leer vor sich hin glotzte. Ich hörte von einem Pastor, dass Gott es nicht mochte, wenn Kinder sonntags, anstatt in die Messe zu gehen, lieber auf den Fußballplatz gingen. Diese Information verstörte mich total. Denn die Fußballspiele an den Sonntagen wurden nicht von Achtjährigen organisiert, sondern von den Trainern und manchen Eltern, und denen sollte man als Kind doch gehorchen, oder wie war das gemeint? Das fand ich ignorant von Gott und, sagen wir mal, unsortiert. Ich fand ihn dann einfach nur spießig und blöd. Nein, eher schlecht gelaunt, ja, das trifft es besser, aber solche Momente gingen vorbei, speicherten sich irgendwo ein, aber übertrafen nicht mein Interesse an ihm und meine Aufmerksamkeit, denn eigentlich und meistens fand ich ihn als Kind außergewöhnlich schön. Und außergewöhnlich freundlich. Und seltsam.

Es gab einen Moment, ich war noch sehr klein, fünf oder sechs Jahre alt, als ich mir auf einmal sicher war, dass er da war. Ich glaube, dass meine Dankbarkeit über die Schönheit dieses Moments mich lange an ihn band.

Es war am Atlantik. In Spanien. Nachts. Ich war allein. Meine Eltern und Geschwister saßen im Restaurant hinter der Mauer, die an die Strandpromenade grenzte, auf der ich stand. Mein Vater war Außenhan-

delskaufmann, weswegen er geschäftlich in der ganzen Welt zu tun hatte. Er nahm uns oft mit. Die ganze Familie. Wir Kinder mussten bei manchen Geschäftsessen dabei sein und uns mit den Kindern der Geschäftsfreunde vertragen. Wir waren dann sehr höflich und vorsichtig miteinander und brachten uns gegenseitig bei, was Tisch, Serviette, Kellner, Messer, Gabel, Löffel, Fisch, Garnele und Eis in der jeweiligen Sprache heißt – auch wenn wir es noch vom letzten Essen wussten. Ich mochte den Geruch von den Haaren der spanischen Mädchen, das stimmte mich immer sehr feierlich. An jenem Abend war der Kunde ein guter Freund meines Vaters. Seine beiden Söhne kannte ich schon, sie waren viel älter als ich und mittlerweile in das Gespräch der Eltern auf Englisch vertieft. Steffi und Johannes löffelten noch ihr Eis aus Kokosnusshälften. Ich wollte keins. Und mir war langweilig.

«Gehst nicht zu weit, Estherle», hatte mein Vater zu mir gesagt, als ich neben ihm stand und über seine Krawatte streichelte, um zu fragen, ob ich aufstehen dürfe. «Nee. Nur 'n bisschen raus.»

Der Geschäftsfreund hatte mich angesehen, wie sie einen immer als Kind ansahen, wenn man auf Deutsch mit den Eltern sprach. Fragend, amüsiert, und gleich würde er zu Papa auf Englisch was Nettes über mich sagen. Das wusste ich schon. Ich grinste verlegen, geschmeichelt von so viel Aufmerksamkeit. Er zwinkerte. Ich versuchte, zurückzuzwinkern. Es klappte nicht. Nicht mit einem Auge.

Eben am Tisch war mir auf einmal das Meer eingefal-

len, das die ganze Zeit hinter der Mauer lag. Ich wollte sehen, was es alleine macht, ohne Badegäste, nachts, und ging durch den schmalen Gang aus Tischen, an der Glasvitrine mit den Eiswürfeln und den riesigen glotzenden Fischen vorbei, zu der Schwingtür am Eingang des Restaurants. Auf. Raus ins orangefarbene Licht der Straßenlaterne, rechts um die Ecke auf die Promenade, und da lag schwarz und weit das Meer. Die Promenade war erhoben, etwa drei Meter über dem breiten Strand. Große Sandsteine bildeten ihr Geländer und ragten über den dunklen Sand da unten. Den roch ich. Ich ging ein Stückchen, so weit, dass mich kein Laternenlicht mehr berührte.

Das Meer vor mir endete nicht in meinen rechten und linken Augenwinkeln. So weit war der Strand. Ich spazierte zu den Steinen, die mir bis zum Bauchnabel gingen, kletterte hinauf, ließ die Beine vorne runterbaumeln. Der Stein war warm. Aus dem Restaurant kam noch leise gedämpfte Musik. Spanische Musik und spanische Stimmen von Menschen, die erst um halb elf abends essen gehen.

Ich sah die großen Wellen in der Dunkelheit nur unscharf, aber ich hörte, wie sie in etwa hundert Metern Entfernung langsam gegen den Strand schnauften, sich in den Sand wälzten und dann wieder scharf die Luft einsogen, durch gespitzte Lippen. So klang das. Es gab kein Licht, nur den Mond auf dem Wasser, sehr weit hinten. Ich summte mich an den Ton vom Wellengeräusch heran und schaute auf die weite Fläche bis zu dem schmalen Streifen, weit weg, wo das Glänzen des

Wassers endete und das Dunkel des Himmels begann. All. Ich weiß nicht, ob ich den Namen schon kannte. Während ich schaute, begann die Tiefe des Himmels, die sich durch die einzelnen Sterne darin andeutete, zu wachsen. Ich kannte nichts von dem. Die Wellen des Meeres wurden nicht leiser, aber das Rauschen nahm eine andere Richtung. Es führte nicht zu mir, zu meinem kleinen Platz auf den Steinen, sondern hinaus in die Weite. Die Felsen und das Meer, der Glanz auf der Wasserfläche, die Sterne und was hinter mir war, all dies lag dem zu Füßen, was aus der neuen Tiefe des Himmels sich beugte.

Ich fühlte mich wie ein unbeobachteter Teil dessen und fand es schön, und wartete und schaute, und hatte keine Ahnung, was eigentlich gerade geschah.

In mir, ohne Konsonanten, ohne Vokale – mein Name.

Die Welt trat nicht zurück, aber ich trat aus ihr hervor. Mitten aus der Nacht, weil mein Name in mir nachklang. Die ganze Zeit. In einer Weise, in der ich nicht sprach.

Darin lag ein Ernst, liebevoll und gleichzeitig unbedingt. Kein Erwachsener hätte ein Kind je so angesehen. In dem Blick lag etwas, ich weiß nicht, wie man das beschreibt, etwas Aufrichtendes, was mir das Gefühl gab, mich selbst ernst nehmen zu müssen. Ein Wissen um mich, das ich nicht nachvollzog. Auffordernd und gleichzeitig zustimmend, gutheißend. Ich war so erstaunt, ich weiß nicht, wie lange ich dasaß. Und dann war ich mir auf einmal ziemlich sicher, und es platzte aus mir raus: «Ach, du bist Gott?» Das ist Gott? Das

meinten die Erwachsenen, wenn sie von ihm sprachen? Und weil ich ihn so lieb fand in seiner Zuneigung, hob ich meine Hand vom warmen Stein und winkte ihm ein bisschen zu.

In meiner Dankbarkeit wollte ich ihm dann was schenken. Ich stand von den Steinen auf und dichtete ihm ein Gebet.

«Ich schlafe, ich träume, ich geh zur Ruh,
lieber Gott, beschütz mich Du,
dass ich immer in Deinen Händen ...»

Und hier stockte ich, weil ich nicht wusste, wie ich es sagen sollte. «... dass ich immer in Deinen Händen auch den richtigen Weg soll ... den Weg kann finden ... muss finden.» Ich scharwenzelte an den Steinen entlang, blieb stehen, sah noch mal über das Meer, schweifte mit dem Blick zum Horizont. Aber da glitzerte auf einmal nur noch Mondlicht, und die Wellen schnauften gegen den Strand. Gott war vorbei. Da war ich etwas enttäuscht. Und ich verstand es nicht. «Er hätte ja auch bleiben können», dachte ich.

«Steffi?», zischelte ich flüsternd, als wir an dem Abend dann im Bett lagen. Sie schlief noch nicht. Mama war gerade aus dem Zimmer gegangen und hatte das Licht ausgemacht.

«Steffi?»

«Ja?»

«Ich glaub, Gott ist voll nett.»

Sie schwieg erst.

«Wieso?»

«Der findet mich gut. Dich wahrscheinlich auch. Der ist voll nett, glaub ich.»

«Ja», flüsterte sie zurück. «Glaub ich auch.»

Die Gebete meiner Kindheit waren alle gereimt. Als ich in die Pubertät kam, bestanden sie hauptsächlich aus Rumsülzen. Na ja, nicht nur. Vor Mathe-, Chemie-, Physik-, Latein-, Französisch- und Englischklausuren habe ich sehr intensiv gebettelt. Wenn ich dann eine Vier plus hatte, habe ich gejubelt und «Geil! Danke» gesagt, wenn ich eine Fünf hatte, war ich stumm und hatte dieses ätzende Gefühl, das jeder kennt, der schon mal gebetet und sich das dazu nötige Vertrauen abgerungen hat und der dann vor dem gegenteiligen Ergebnis seiner Bitte saß. Ich dachte in solchen Momenten entweder: «Na ja, gut, du hast ja auch nicht genug gelernt, das gehört dazu, der Gott will ja nur dein Bestes, und ich soll aus Schaden klug werden», oder: «Was soll das, verdammt.»

Es war in diesem Alter, so mit dreizehn, vierzehn, als ich irgendwie begann, mich leise von Gott zu trennen. Eine Trennung ohne Winken, ohne tschüs zu sagen.

Als stünden wir am Flughafen auf einem dieser Transportbänder. Wir schauen uns an und werden in entgegengesetzte Richtungen weggetragen. Schweigend.

Je mehr Predigten ich hörte, umso mehr bekam ich das Gefühl, dass ich nicht in seinem Sinn handeln und bestehen konnte, dass wir nicht viel miteinander zu tun hatten.

Book | condition very good -Gott braucht dich nicht: Eine Bekehrung by Magni | Book | condition very good. £7.38. Free postage. About this product. Product Identifiers. GTIN. Esther Maria Magnis. "Ich glaube, wir vermissen Gott. Ich würde das niemals jemandem einreden wollen oder mich damit über Atheisten erheben wollen. Ich weiß, dass es gute Gründe gibt, nicht zu glauben. Aber manchmal denke ich, die meisten Menschen sind einfach nur traurig, dass er nicht da ist." Esther Maria Magnis weiß: An Gott zu glauben, ist alles andere als einfach. Weil er zulässt, dass Menschen leiden. Weil er unsichtbar ist. Und schweigt. Aber sie weiß auch, dass es im Leben nichts Größeres gibt. "Seit Nietzsche kenne ich niemanden, der so erschütternd zeigt, welche Katastrophe Gott braucht dich nicht" ist eine mit großer Sprachkraft vorgetragene Religionskritik. Doch Esther Maria Magnis' Zorn ist nur der Beginn ihres sehr ungewöhnlichen Weges zum Glauben und zu Gott. Dieser Weg ist begleitet von persönlichen Schicksalsschlägen, die sie eindringlich schildert. "Vielleicht ist Gott ein Sadist", schreibt sie, "ein großes Kind, das schlecht erzogen" ist eine mit großer Sprachkraft vorgetragene Religionskritik. Doch Esther Maria Magnis' Zorn ist nur der Beginn ihres sehr ungewöhnlichen Weges zum Glauben und zu Gott. Dieser Weg ist begleitet von